

betont, so bleibt er bezüglich ihrer Begrenzungen, abgesehen von dem oft gelesenen Hinweis auf die asymmetrischen Entstehungsbedingungen kolonialen Wissens, relativ unspezifisch. Auch wenn Archive als ‚offener Text‘ gelesen werden können, voller Widersprüche sind und zahlreiche Interpretationsspielräume lassen, werfen diese doch ungleich mehr Schlaglichter auf die Denkweisen und Praktiken der Kolonialadministration als auf die Aneignungen und Handlungsweisen der Kolonisierten. Auch bergen die oft im Zentrum stehenden Begrifflichkeiten von ‚entanglement‘ oder ‚intertwinement‘ die Möglichkeit, die Gewaltförmigkeit des Kolonialismus allzu leicht zugunsten einer Betonung der Handlungsmacht aller Akteure verschwinden zu lassen. Ein abschließendes Nachwort hätte geholfen, einige dieser Punkte noch einmal anzusprechen. Dies soll jedoch weder die generell hohe Qualität der einzelnen Beiträge in Abrede stellen, noch dem grundlegenden theoretischen Impetus der Herausgeber widersprechen, den Strathren an einer Stelle konzise zusammenfasst: „[...] we can understand that knowledge, like human beings, is both conditioned and capable of transcending the condition of its origin“ (S. 230).

**Lidia Guzy / Rainer Hatoum / Susan Kamel (Hrsg.): From Imperial Museum to Communication Centre? On the New Role of Museums as Mediators between Science and Non-Western Societies, Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag, 2010, 192 S.**

Rezensiert von  
Ines Keske

Aufmachung, quadratisches Buchformat sowie zahlreiche Farbabbildungen lassen bereits auf den ersten Blick erkennen, dass es sich um eine Projekt- und Tagungsdokumentation handelt. Dieses Projekt, das an der Freien Universität Berlin in Kooperation mit den Staatlichen Museen zu Berlin und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz durchgeführt wurde, hinterfragte die aktuelle, oft ungenügende museale Arbeit im Bereich Außereuropäischer Kulturen durch die Analyse von nicht-europäischen ethnologischen Museen als Modelle für globale und nationale Trends.

Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass viele ethnologische bzw. anthropologische Museen in Europa den Anschluss an gegenwärtige Transformationsprozesse verpasst hätten, vor allem infolge von Globalisierungsprozessen, die ein neues Selbstbewusstsein marginalisierter ethnischer Minderheiten hervorgerufen haben. Ihr Verharren in der tradierten Präsentationsästhetik, die ihre Ursprünge im europäischen Kolonialismus hat, führe nicht nur zu einem politischen Dilemma, sondern zu einem Bruch mit dem Museumspubli-

kum. Denn dieses habe sich hinsichtlich seiner Struktur und Anforderungen an die Museen bereits stark verändert und könne sich nicht mehr mit den gegenwärtigen Repräsentationen Außereuropäischer Kultur(en) identifizieren (S. 12).

Zur Auslotung einer adäquaten zukünftigen Darstellung Außereuropäischer Kultur(en) in Europa haben die drei Herausgeber des Bands, die zugleich das Projekt *From Imperial Museum to Communication Centre* initiiert und durchgeführt haben, einen Blick über den „europäischen Museumstellerrand“ geworfen. Entsprechend ihres regionalen Forschungsschwerpunkts analysieren die Anthropologen Lidia Guzy und Rainer Hatoum sowie die Museumswissenschaftlerin und Arabistin Susan Kamel die Museumslandschaften Indiens, Nordamerikas und Ägyptens mit Fokus auf die ethnologischen und anthropologischen Nationalmuseen. Ihre These ist, dass sich insbesondere kulturelle Äußerungen nicht-westlicher Gesellschaften oder Bevölkerungsgruppen (wie ethnischer Minderheiten) infolge der Globalisierung grundlegend verändert hätten – und zwar in Richtung einer „Retraditionalisierung“.<sup>1</sup>

Berlin als Heimatort von Projekt und Tagung lieferte mit dem jüngsten Museumsvorhaben im Bereich Außereuropäischer Kultur(en), dem umstrittenen Humboldt-Forum, einen perfekten Diskussionsanlass. Denn wie einst beim Deutschen Historischen Museum weht in der Hauptstadt für das Humboldt-Forum seit Bekanntwerden erster Konzeptideen im Jahr 2008 ein heftiger Gegenwind. Das Großprojekt soll 2019 in den Räumen des dann wiederaufgebauten Berliner Schlosses eröffnet werden und unter anderem das Museum

für Asiatische Kunst und das Ethnologische Museum aufnehmen. Damit werden die Staatlichen Sammlungen Außereuropäischer Kultur(en) nicht nur vereint, sondern aus der Berliner Peripherie ins Stadtzentrum verlagert.

Sowohl Standort als auch Konzept sorgen allerdings für Zündstoff: Erstens wird damit aus Sicht der Kritiker in Stadtmitte eine offensichtliche räumliche Trennung der „europäischen“ Kunst von jener der „restlichen“ Welt vollzogen, da sich das Forum und die Berliner Museumsinsel mit ihren Museen zur europäischen Hochkultur in unmittelbarer Nähe gegenüberstehen werden. Unmut verursacht zweitens, dass das Forum mit dem Berliner Schloss in einem reaktivierten Erinnerungsort des europäischen Barock mit preußischem Ursprung untergebracht sein wird, während es Außereuropäisches präsentieren wird. Diese Sammlungen werden laut Kritikern schlicht instrumentalisiert, um Gegnern des Preußen-Revivals den Wind aus den Segeln zu nehmen. Drittens ist man besorgt, dass diese Kunst und Kultur erneut durch die Brille und Hand europäischer Akteure aufbereitet wird, allerdings mit dem Ziel, den Kosmopolitismus der Ausstellernation zu demonstrieren.<sup>2</sup> Um diesen Vorwürfen entgegenzuwirken, wurde zuletzt im Frühjahr 2013 im sog. Humboldt Lab mit Künstlern am Ausstellungskonzept gefeilt, die in der Erprobung möglicher Varianten der Objektpräsentation den Blick der Kuratoren und Wissenschaftler erweitern sollen.<sup>3</sup>

Zu neuen Erkenntnissen sollte auch die Abschlusstagung im September 2009 führen.<sup>4</sup> Neben der Einnahme einer deutsch-außereuropäischen vergleichenden Perspektive war es das Ziel, neue Perspektiven

und Ansätze aus nicht-westlichen Museumsdiskursen zu erschließen. Dabei überprüften sowohl die Projektmitglieder als auch Referenten die Umsetzung von Ansätzen der *New Museology* (nach Peter Vergo 19895). Hauptsächlich sieht diese vor, dass Museumsverantwortliche ihre Funktion als Forscher und Lehrender in die Rolle des Mediators umwandeln, basierend auf einem interkulturellen Dialog mit den Zielgruppen ihrer Häuser. Im Falle der ethnologischen Museen ergäbe sich daraus ein Wandel vom Imperialmuseum zum Kommunikationszentrum, das auf Bedürfnisse ethnischer Minderheiten durch neue Museumsformate und Präsentationsformen reagiert.

Der Band untergliedert sich in drei Sektionen, die jeweils eine der drei von den Herausgebern untersuchten Fallregionen (Ägypten, Nordamerika und Indien) in Beziehung zu Berlin und seinen ethnologischen Sammlungen setzen. Jeder Abschnitt enthält Bildtafeln mit Innenraumaufnahmen der besprochenen Museen.

Im ersten Teil, *In Dialogue: Egypt – Berlin*, verwebt Susan Kamel ihren Projektteil zu Ägypten mit den ergänzenden Tagungsbeiträgen eindrucksvoll. Dabei gelingt es ihr, sowohl einen umfassenden Einblick in die Region zu geben, als auch den Vergleich zu Berlin zu vollziehen. Beide Regionen verharren zwar in der tradierten Repräsentation islamischer Kunst, die nach wie vor Minderheiten wie Kopten und Nubier ausschließen. Kamel weist aber auch eine erste Umorientierung ägyptischer Nationalmuseen nach, die schon längst nicht mehr nur dem Tourismus dienen sollten, sondern, wie bereits mit dem Nubischen Museum erfolgt, als Repräsentationsorte auf nationaler Ebene. Dass diese Entwick-

lung berechtigt ist, zeigt Christine Gebrich in ihrer Besucherevaluierung in vier ägyptischen Museen, womit sie in Ägypten Neuland beschritten hat. Anders als vermutet, machen die Ägypter und nicht die Touristen einen Großteil des Publikums aus. Um jedoch mehr über diese differenzierte Gruppe zu erfahren, müssen qualitative Untersuchungen folgen. Ossama Abdel Meguid, Direktor dieses Nubischen Museums in Assuan, das sich als einziges Museum des Landes ganz den Grundsätzen der *New Museology* verschrieben hat, skizziert in seinem Beitrag seinen Action Plan zur Erfüllung neuer soziokultureller Aufgaben. Innovativ ist dabei ein Programm zur Bewahrung nubischer Traditionen und Handwerke, im Rahmen dessen die ältere der jüngeren Generation das alte Wissen lehrt. Im Gegensatz dazu beschreibt Nadja Tomoum für das 2006 wiedereröffnete Koptische Museum in Kairo einen stark westlich beeinflussten Modernisierungsprozess, wie sich am Beispiel eines Trainingsprogramms ägyptischer Museumsleute durch deutsche Experten oder eines Katalogisierungsprojekts mithilfe der US-amerikanischen Museumskollegen zeigt. Der letzte Sektionsbeitrag des Direktors des Museums für Islamische Kunst stellt den Stand der Diskussionen für die Darstellung Islamischer Kunst in Deutschland vor. Stefan Weber skizziert nicht nur die komplexen Aufgaben und neuen Herausforderungen an sein Haus, das immer mehr muslimischen Gruppen ein Zuhause geben muss und nicht länger einem nationalen Publikum als Anschauungsort dient, sondern er zeigt, dass sich auch hier ein Bewusstseinswandel für neue soziale Realitäten vollzogen hat, auch wenn viele seiner Fragen unbeantwortet bleiben.

Der zweite Teil, *In Dialogue: North America – Berlin*, behandelt, auch wenn in diesem Fall beide Regionen der westlichen Welt angehören, den angemessenen musealen Umgang mit den amerikanischen Ureinwohnern, der zuweilen noch exotisierende Züge annimmt. Der Kurator Stephen Inglis schlägt, wie im Canadian Museum of Civilization erfolgt, die Re-Kanonisierung entsprechender Museumsobjekte vor, was stark an westliche Museumspraktiken erinnert. Auch der Direktor des Navajo Nation Museums, Manuelito Wheeler, beschreibt die allmähliche Transformation seines Hauses durch eine westlich geprägte Museumsarbeit (wie dem Wunsch nach Einrichtung einer Dauerausstellung). Im Gegensatz dazu steht Peter Bolz' Bericht aus seiner 20-jährigen Tätigkeit als Kurator von indianischer zeitgenössischer Kunst im Ethnologischen Museum Berlin. Darin plädiert er für einen lebendigen Umgang mit den Objekten anstelle ihrer Behandlung als Relikt. Dennoch hält Bolz für die Ausstellung indianischer Kunst in Europa nach wie vor ethnologische Museen am geeignetsten, da sie gegenüber den Kunstmuseen wichtige Kontextinformationen vermitteln. Rainer Hatoum fordert für die Repräsentation indianischer Kultur, wie es im Humboldt-Forum erfolgen wird, infolge des soziokulturellen Wandels einen konsequenten Dialog mit der Zielgruppe zu führen, bei dem beide Seiten auf einer Ebene stünden. Zwei nordamerikanische Museen, das Canadian Museum of Civilization und das National Museum of the American Indian, bezeugen den Erfolg einer Öffnung akademisch geprägter Museen hin zu engagierten Institutionen, die das tradierte indianische Wissen auf daselbe Level heben und anerkennen wie ihr

westlich geprägtes Wissen. Auch der dritte Teil, *In Dialogue: India – Berlin*, startet mit der Genese der neuen Rolle indischer Museen als Mediatoren zwischen Wissenschaft und nicht-westlicher Gesellschaft. Kalyan Kumar Chakravarty hinterfragt dabei den Einfluss der Freilichtmuseumsbewegung auf die beiden großen Nationalmuseen, dem Indian Museum, Kalkutta, und dem National Museum, Delhi. Er berichtet anhand seiner eigenen Berufsbio-graphie sowohl von Innovationen als auch Grenzen in der Entwicklung der indischen Museumslandschaft seit 1985. Ganesh Devy zeigt kurz anhand des Adivasi Museums, wie ein Museum gewisse Konventionen überwinden kann, auch wenn es nicht im Dialog mit der lokalen Öffentlichkeit steht. Im Gegensatz dazu plädiert Vikas Bhatt als Direktor des National Museum of Mankind, Bhopal, gerade für die Notwendigkeit einer beiderseitigen Kommunikation. Lars-Christian Koch, Berliner Phonogramm-Archiv im Ethnologischen Museum, stellt neue Repräsentationsformen südasiatischer Kultur am Beispiel von Musik vor. Ihm folgt Lidia Guzy, die Anfang der 2000er Jahre gefährdete, traditionelle Musik aus dem Bundesstaat Odisha für das Phonogramm-Archiv gesammelt und dokumentiert hat und durch die Musealisierung dieser Tondokumente einen zentralen Schritt für die Anerkennung marginalisierter indischer Musiker(gruppen) vollzogen hat. Das Hauptaugenmerk richtet Guzy in ihrem Artikel jedoch auf die aktuelle paradoxe Lage anthropologischer Museen in Indien zwischen Globalisierung sowie Modernisierung und neu erwachendem Selbstbewusstsein indigener Minderheiten. Die Anerkennung dieser ethnischen Gruppen

im Sinne der *New Museology* führe zu einer Museumstransformation und De-Museumalisierung exotisierender Ausstellungen in Indien, wie Guzy an diversen alternativen Museumskonzepten (im Bereich Ethnologie und zeitgenössische Kunst) aufzeigt.

Damit endet der Band ohne eine Zusammenfassung der Tagungs- bzw. Projektergebnisse oder einem die Regionen vergleichenden Resümee. Offen bleibt, warum gerade diese drei Regionen ausgewählt wurden und welchen besonderen Mehrwert ihre Betrachtung bringt. Dies ist auch insofern bedauerlich, weil parallel zum Umfang auch der Informationsgehalt der einzelnen Beiträge von Sektion zu Sektion abnimmt. Außerdem ist im dritten Teil kaum mehr die vergleichende Perspektive zu Berlin ersichtlich, was ein abschließender Text hätte nochmals einfangen können. So besteht die Gefahr, dass die Zielstellung, dem Humboldt-Forum innovative und adäquate Vorschläge zu unterbreiten, leicht verpufft.

Ohne dass es die Autoren reflektieren, wird in fast allen Texten deutlich, dass in den drei Regionen keineswegs von einer klar von Europa abgegrenzten, „nicht-westlichen“ Museumspraxis die Rede sein kann. Niemand hinterfragt dabei, dass u. a. die in Indien favorisierte Freilichtmuseums- und der *New Museology*-Ansatz, auf den sich viele der betrachteten Museen beziehen, aus der sog. „westlichen“ Museumswelt stammen. Damit fehlt in den Beiträgen die Frage, wie diese Konzepte in anderen Teilen der Welt adaptiert bzw. angeeignet, sprich um neue Aspekte bereichert, werden.

Begrifflich unsauber gefasst ist der Fall Nordamerika, das zwar eine nicht-europäische, aber dafür zutiefst westliche Re-

gion darstellt. Allein die einleitende, sehr kurze Gegenüberstellung der Begriffspaare westlich – nicht westlich und europäisch – außereuropäisch überzeugt hier nicht (vgl. S. 13). Zur Loslösung von dieser einschränkenden Terminologie hätten die Herausgeber – statt des Blicks nach Berlin – deutlicher auf einen interregionalen Vergleich, der die Repräsentation der Kulturen marginalisierter Gruppen in den drei Regionen behandelt, fokussieren können. Dass sich darunter eine westliche Region wie Nordamerika befindet, wäre für die Entwicklung globaler Perspektiven sogar besonders wertvoll gewesen und hätte die längst überholte Unterscheidung zwischen „westlicher“ und „restlicher“ Welt ab absurdam geführt.

Erfrischend und durchaus vielversprechend ist der Blick auf die drei Regionen und von diesen zurück auf Berlin dennoch. Die Essenz vieler Beiträge ist, dass in den untersuchten Regionen marginalisierte Minderheiten zunehmend eine gewichtigere Stimme bei der musealen Präsentation ihrer Kultur erhalten. Während in europäischen Museen oft nur theoretisch die Rede von der Schaffung interkultureller Dialoge ist, die auf lange Sicht jedoch schwer aufrechtzuerhalten sind, zeigt der Großteil der Autoren, wie Museumsakteure konsequent auf den globalen Wandel in ihrer Museums- und Ausstellungsarbeit reagieren, indem sie beispielsweise in ihren Einrichtungen eine dauerhafte Ko-Kuratoren-schaft für Vertreter marginalisierter Gruppen einrichten. Dies ist insofern als eine besondere Leistung anzuerkennen, weil sich Indien und Ägypten in einem tiefgreifenden Transformations- und Modernisierungsprozess befinden, der die ge-

sellschaftliche Ausgrenzung ethnischer und religiöser Minderheiten erneut schürt.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Freie Universität Berlin, Institut für Religionswissenschaft, Projektbeschreibung, URL: [www.geschkult.fu-berlin.de/e/relwiss/forschung/vw-stiftung/projektbeschreibung.html](http://www.geschkult.fu-berlin.de/e/relwiss/forschung/vw-stiftung/projektbeschreibung.html) (aufgerufen am 01.12.2013).
- 2 SCHLOSSDEBATTE.DE, Blog-Eintrag: Wozu nutzt das Humboldt-Forum? (29.06.2008), in: <http://schlossdebatte.de/?p=101> (aufgerufen am 01.12.2013).
- 3 Vgl. u. a. A. Kilb, Berliner Humboldtforum. Gedankenscherze, in: FAZ vom 14.03.2013.
- 4 Regina Höfer, Tagungsbericht: From Imperial Museum to Communication Center?, in: [kunsttexte.de](http://kunsttexte.de) (2010) 1, URL: <http://edoc.hu-berlin.de/kunsttexte/2009-4/hoefer-regina-0/PDF/hoefer.pdf> (aufgerufen am 01.12.2013).
- 5 P. Vergo, *New Museology*, London 1989.

**Brendan Simms / David J. B. Trim**  
 (Hrsg.): **Humanitarian Intervention.**  
**A History, Cambridge: Cambridge**  
**University Press 2011, 407 S.**

Rezensiert von  
 Adamantios Skordos, Wien

Dem Thema der „humanitären Intervention“ wird seitens verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen spätestens seit dem NATO-Einsatz 1999 gegen das serbische Rumpf-Jugoslawien größte Aufmerksamkeit gewidmet. Es sind nicht nur Völkerrechtler, sondern auch Politikwissenschaftler, Philosophen und Historiker, die sich mit diesem breiten, eine Reihe von juristischen, gerechtigkeitsrechtlichen, ethisch-moralischen und sicher-

heitspolitischen Fragen aufwerfenden Gebiet auseinandersetzen.<sup>1</sup> Die Dynamik, mit der sich die Publikationsaktivität zur „humanitären Intervention“ im letzten Jahrzehnt entwickelt hat, entspricht dem zunehmenden allgemeinen Interesse dafür. Zwar bleibt es weiterhin fraglich, ob und wann sich das Institut der „humanitären Intervention“ in der Völkerrechtslehre und in den internationalen Beziehungen gegen das in der UN-Charta verankerte Gewaltverbot durchsetzen wird,<sup>2</sup> dennoch gewinnt es immer mehr an Bedeutung für die Verfechter einer weltweiten Verbreitung von Demokratie und Menschenrechten. So plädierte etwa unlängst der renommierte US-amerikanische Geschichtsprofessor Norman Naimark für die Bildung einer „internationalen Eingreiftruppe“, die „den Vereinten Nationen unterstellt ist und schnellstmöglich gegen Massenmorde vorgeht, wenn der UN-Sicherheitsrat es beschließt“.<sup>3</sup> Dass dieser Vorschlag von Seiten eines Zeithistorikers kam, ist kein Zufall. Der Blick in die Vergangenheit, hauptsächlich in das von Weltkriegen, Genozide und ethnischen Säuberungen gebrandmarkte „kurze“ 20. Jh., führt einem die tragischen Folgen exzessiver Menschenrechtsverletzungen ebenso wie die Bedeutung einer entschlossenen und schnellen Einleitung von Gegenmaßnahmen vor Augen. Andererseits offenbart der Blick in die Geschichte, dass die „humanitäre Intervention“ keineswegs ein erstmals nach Ende der bipolaren Weltordnung und dem Aufstieg der USA zur alleinigen Weltmacht auftretendes Phänomen ist, sondern tief in der Vergangenheit verwurzelt ist. Während vorhergegangene Studien diese Wurzeln im 19. Jh. lokalisierten,<sup>4</sup> ist es eines der erklärten Hauptziele des hier